

LAND ZWISCHEN MOSEL UND MAAREN



TRAUERNDER VATER AM ALTERTICHER EHRENMAL.

Herausgegeben von Schulrat Schaefer, Wittlich, und Peter Kremer, Bernkastel,
unter Mitwirkung der Lehrerschaft des Kreises Wittlich

Heft 13: „Geschichtliche Heimat“
(2. Teil)

Unsere Heimat im Zeitalter der Reformation

Unsere Heimat blieb in den ersten Jahrzehnten nach dem Beginn der Reformation (1517) von religiösen Kämpfen verschont.

Aber der Aufstand der Reichsritter (1522) versetzte unsere Vorfahren in große Unruhe. Franz von Sickingen, ein Freund Luthers und der neuen Lehre, befahl den Erzbischof und Kurfürsten von Trier, Richard von Greiffenklau. Der Störenfried fiel mit einem Söldnerheer in das Trierer Land ein. Das Städtchen Wittlich und die Landesburgen Neuerburg und Obermanderscheid rüsteten fieberhaft zur Abwehr. In Wittlich erschienen Herolde des Landesherrn und boten einige Dutzend Reiter zum Kampfe gegen den Sickingen auf, der Trier vergeblich zu erobern versuchte. Der Führer der Reichsritter zog auf dem rechten Moselufer nach Bernkastel. Richard von Greiffenklau folgte Franz von Sickingen mit auserlesenen Mannen auf dem linken Ufer des Flusses. Der Gegner konnte Bernkastel nicht einnehmen, sondern zog sich auf Burg Landstuhl in der Pfalz zurück, wo er an einer schweren Verwundung starb. Jetzt atmeten unsere Ahnen erleichtert auf, der Krieg hatte sie noch einmal verschont.

Zur Zeit des Bauernkrieges (1525) blieb es bei uns ruhig. Sicher ist diese Tatsache mit darauf zurückzuführen, daß die Trierer Kurfürsten die Belastungen der Bauern gemildert hatten.

Versuche, die Reformation in unserer Heimat durchzuführen

Nach dem Augsburger Religionsfrieden (1555) gab es im heutigen Kreise Wittlich zwei Gebiete, die in die Glaubensspaltung hineingezogen wurden: die Grafschaft Manderscheid und das Cröver Reich. Der Reichstag zu Augsburg stellte nämlich den unheilvollen Grundsatz auf, daß der Landesherr die Religion seiner Untertanen zu bestimmen habe.

Graf Dietrich von Manderscheid-Schleiden hatte den lutherischen Glauben angenommen. Er befahl seinen Untertanen, seinem Beispiele zu folgen. Das führte zu großen Schwierigkeiten, die aber aufhörten, als nach dem Tode Dietrichs ein Graf von Manderscheid-Gerolstein Nachfolger wurde. Der Graf von Manderscheid-Gerolstein, selbst katholisch, führte die alte Lehre wieder ein. 1613 geriet die Grafschaft durch Heirat in die Hände des schwedischen Grafen Steno von Löwenhaupt. Nun begannen die religiösen Unterdrückungen erneut, da Graf Steno ein eifriger Anhänger Luthers war. Die Grafschaftler, die dem Väterglauben treu blieben, setzten sich schweren Strafen aus. Da griff der Kaiser ein. Weil der Schwede fortfuhr, seine Untertanen zu bedrücken, wurde Niedermanderscheid erobert und Graf Steno gefangen genommen. Dadurch scheiterte der Versuch, die Grafschaft zu reformieren.



Wappen des
Cröver Reiches

Die Grafen von Sponheim wollten die neue Lehre im Cröver Reich einführen. Der Trierer Kurfürst aber hatte Anteil an der Landeshoheit. Als kaiserlicher Vogt forderte er die Cröver auf, sich bei Gefahr für ihren Glauben an ihn zu wenden. Die Sponheimer ließen 1566 einen lutherischen Prediger mit Gewalt in die Kirche zu Cröv einführen. Nun erschienen der trierische Obervogt im Cröver Reich, Graf von Kesselstatt, der Amtmann von Wittlich und 10 Reiter und 20 Hakenschützen in Cröv. Der katholische Geistliche konnte unter dem Schutz der Bewaffneten wieder die Messe lesen und predigen. Danach erschien ein Prediger der

neuen Lehre, von etwa 20 Bewaffneten begleitet, in der damals rechts der Mosel gelegenen Kirche von Reil. Schließlich kam eine Einigung zustande: Den Crövern blieb es freigestellt, in den nächsten sponheimischen Orten (Wolf, Trarbach, Enkirch) zur Predigt zu gehen. Jede Schmähung der andern Konfession sollte unterbleiben. Die Bewohner des Cröver Reiches aber hielten an der katholischen Lehre fest.

Von Pest, Hunger und Krieg

In geschlossener Reihe, unaufhaltsam, unwiderstehlich brausen vier gespenstische Reiter heran und stampften alles in den Boden, was sich ihnen entgegenstellt: auf weißem Rosse der Sieg, dann auf blutrotem der Krieg, ein gewaltiges Schwert schwingend, dann auf schwarzem Pferd der Hunger und ganz vorne, auf fahlem Rößlein, der Tod.

Wie oft mögen sie im Laufe der Jahrhunderte, zumal der drei letzten, durch unsere Heimat geritten sein und ihre Spuren hinterlassen haben: rauchende Trümmerstätten, entsetzliche Hungersnot und Seuchen aller Art. Mit welcher Inbrunst mögen in solch schweren Zeiten unsere Vorfahren die altehrwürdige Bitte der Litanei gebetet haben: „Von Pest, Hunger und Krieg erlöse uns, o Herr!“, wenn sie erleben mußten, wie unter den Schlägen dieser Gottessgeißeln blühende Siedlungen sich entvölkerten und in Asche sanken.



Dürer: Die Apokalyptischen Reiter

(Dechant Brückmann †, Niederöfflingen)

Im Dreißigjährigen Krieg

Von 1618—1648 wütete in unserem Vaterlande der Dreißigjährige Krieg. Er zerstörte in den drei Kurstaaten Köln, Mainz und Trier 327 Schlösser, 205 Städte und 2033 Dörfer. Unsere Vorfahren sahen den Krieg im Lande mit all den Greueln damaliger Zeit. Die unaufhörlichen Durchmärsche der sengenden und plündernden Kriegshorden mit ihrem Troß von Weibern und Kindern und die andauernden Einquartierungen von Freunden und Feinden preßten aus der armen und er-

schreckten Bevölkerung das Allerletzte heraus. In den Ortschroniken lesen wir: „Die Zahl der männlichen Bürger fiel von 75 auf 13, von 50 auf 14, von 125 auf 50, so mehrernteils verderbt; Dorf und Kirche geplündert; alle Bäume eingerissen; das Dorf fast ganz ausgebrannt“. Die armen Menschen hatten sich in die Wälder zerstreut. Seit dieser Zeit singen die Kinder: „Maikäfer, flieg; dein Vater ist im Krieg, deine Mutter ist im Pommerland, Pommerland ist abgebrannt, Maikäfer, flieg!“ Im Jahre 1647 explodierte in Wittlich ein Pulverturm. In rasender Geschwindigkeit wurden Kirche, Burg, Rathaus, Hospital, Stadttore und zwei Drittel der Wohnungen und Stallungen ein Raub der Flammen.

Totentanz im Eifeldorf

„Kyrie eleison!“ Müde irt die Stimme des greisen Pfarrherrn durch das Zwielficht des Eifelkirchleins.

Kyrie eleison! — Zwanzig Jahre Krieg!
Christe eleison! — Zwanzig Jahre kein Brot!
Kyrie eleison! — Zwanzig Jahre nur Tod!

Geduckt knien die Bauern in den Eichenbänken, als halte sie eine gewaltige Faust am Boden. Und erst die Frauen! Unter dunklen Tüchern starren leere Augen.

„Et in terra pax hominibus, bonae voluntatis!“ — Lacht da nicht einer? Daß Gott erbarm', wahrhaftig, der bucklige Köhler-Hannes aus dem Hinterbüsch, dem ein kroatischer Säbelknauf den Verstand geraubt, als er mit rußigen Fäusten den Schandbuben an die Kehle fuhr. Ein Sonnenstrahl stiehlt sich durch ein rundbogiges Fenster, zaghaft, als fürchte er, die Beter zu schrecken . . . — „Passus et sepultus est!“ — Mit brüchiger Stimme singt der Schulmeister. Vor Jahren floh er von Wittlich hier herauf, wo er — es war ein halbes Wunder — dem Wüten des „Schwarzen Todes“ entging. Jetzt beten die Bauern, die Frauen und die Kinder. Beten — alle Heiligen, nein, das ist kein Beten mehr! Gellen dort nicht die verzweifelten Schreie Hungernder? Klagt dort nicht das Stöhnen unschuldig Gefolterter und Gequälter? — „Miserere nobis!“ — Furchtbar ist diese Sprache! Dröhnend schlagen ihre Worte an die ewige Pforte. Rufe aus der Tiefe! „Miserere nobis!“

Blutrot steht die Sonne über dem Dorf, als die Beter wie müde Pilger den Kirchhügel hinabschreiten. „Herr Jesus“, murmelt die junge Wagner-Marie, „seht, die Sonne! So rot, so blutig rot! Miserere nobis!“ Seit ihr Mann und ihr Bübchen vor drei Jahren von schwedischer Soldateska gemordet, hat sie das Weinen verlernt. Damals, es war ein Sonntag, schien auch die Sonne so rot. Seit jenem Tage geht sie wie eine Umnachtete durchs Dorf.

Noch haben nicht alle Meßgänger ihre Hütten erreicht, als das Glöcklein vom Kirchhügel loswimmert. Sturm! Immer schneller, immer gellender. Sturm! Hilf Gott! Sturm! Feinde! Jetzt überschlagen sich die Töne. Wirr taumeln die Rufe zu Tal.

Da kommt es auch schon vom Wald her. Erst eine mächtige Staubwolke, Geschrei, Waffenlärm, dann Reiter, Musketen, Spieße; Kerle mit bunten Hüten und höllischen Gesichtern, dahinter Wagen mit Weibern, Fässern und — Gott sei's geklagt — Mönche, gefesselt, mit blutigen Köpfen und zerrissenen Kutten.

Jäh bricht das Sturmgeläut ab. Noch einen letzten Schrei wagt das Glöcklein, verzweifelt, beschwörend — da springt auch schon der rote Hahn aufs Kirchendach. Dumpf hocken die Eifler in ihren Stuben und schreien nach Gott. „Miserere nobis!“ Andere fluchen grausig und zügellos. Beim Schäfer-Theis klirrt eine Scheibe. „Vorsteher, raus!“

Draußen steht ein baumlanger Kerl mit einem Gesicht, als sei er des Teufels Oheim. Die narbige Hand spielt mit einer Pistole. „Alle Schweine, Hühner, Eier, Heu, Hafer, Silber und Kupfer hier auf einen Haufen! Aber flink, Bruderherz, sonst . . .“ Mit einem dröhnenden Lachen wirft der Galgenvogel seine Pistole in die Luft und fängt sie geschickt wieder auf. „Außerdem ein paar Weiber! Sollen für uns sieden und backen! Aber schnell!“ Ein bespornter Stiefel tritt in des Bauern Hüfte, daß dieser rennt, als sei der Leibhaftige hinter ihm. In den Häusern geht es bald drunter und drüber. Was nicht niet- und nagelfest ist, fliegt durch die Fenster. Etliche Burschen schlachten Schweine, andere üben sich im Köpfen von Gänsen. Von den Wagen werden Fässer gerollt. Ein wüstes Gelage beginnt. Einen Weintransport haben die Gauner geschnappt. Etliche Mönche und Reislige hatten sich recht und schlecht gewehrt. Es waren ihrer zu wenige. Nun liegen die Ärmsten elend verdroschen und malträtiert in der Tenne der Wagner-Marie. Die Kirche und der Pfarrhof brennen hell auf. Am Pfarrer hat gleich einer seinen Säbel gewetzt, als der Gottesmann sich schützend vor seine Kirche stellte. Zwei Soldaten bringen den Köhler-Hannes. Der Ärmste hatte dem Feldhauptmann ein eichenes Kruzifix über das gotteslästerliche Maul gehauen. Gröhlend wird er zum Lagerplatz gestoßen. Dort werden mancherlei Quälereien an ihm versucht. Wüstes Fluchen klingt in den sinkenden Tag. Immer neue Scharen strömen ins Dorf. Die alte Weinstraße, die oben am Wald vorbeizieht, auf der die Klosterherren seit Jahrhunderten ihren Moselwein heimwärts bringen, hat es dem Gesindel besonders angetan.

In der Nacht brennen drei Häuser nieder. In einem verbrennen elend drei betrunkene Würfelspieler.

Am Morgen ist der Spuk verschwunden. Zurück bleiben schwelende Trümmer, Gequälte, Tote, Häuser, in denen das unterste zu oberst gekehrt wurde, und Lebende, welche die Toten beneiden.

Neben dem großen Pestgrab bettet man den toten Pfarrer mit seinen erschlagenen Getreuen in die barmherzige Erde. Nun ruht er unter denen, die er damals mit eigener Hand bestattet, als niemand es wagte, die Pesttoden zu begraben. Sein letztes Silber hatte er fremden, liederlichen Gesellen geboten, die ihm bei diesem Werk zur Hand gehen wollten. Arg wurde er betrogen.

Nun liegt er da, und die Zurückbleibenden blicken dumpf zur Erde. Keiner schaut gen Himmel.

Nur der Schulmeister, zittrig und morsch, murmelt ein kurzes Gebet.

Heinz Haller, Greimerath

Der Hunger quält unsere Vorfahren

Schon gegen Ende des 16. Jh. war eine schlimme Hungerszeit. Mißwachs führte zur Hungersnot und Teuerung. Von 19 Jahren sollen im Trierer Land nur zwei fruchtbar gewesen sein. Den Kriegen folgte immer das Gespenst des Hungers. Das gilt vor allem für den 30-jährigen Krieg. Über das Elend zur Zeit der Kriege Ludwigs XIV. berichtet das Kirchenbuch des Pfarrers von Minheim: „Groß war die Hungersnot. Bettler und Arme standen scharenweise vom frühen Morgen, kaum daß die Sonne aufgegangen war, bis tief in die Nacht hinein vor den Türen und erhoben ihr Geschrei.“ Über das damals übliche Haferbrot schreibt der Geistliche: „... und es schmeckte allen süß“. Manche Flurbezeichnungen mahnen uns an die schrecklichen Hungerzeiten, z. B. „Hungerwiese“, „Pfennigwiese“. Gibt es in deiner Heimat ähnliche Beispiele?

Den großen Hungersnöten machte erst die Einführung des Kartoffelanbaues ein Ende. Sie erfolgte für Kurtrier im Jahre 1737.

Die beiden Pestkreuze zu Binsfeld



Täglich gehen viele Menschen an dem Kreuz bei der alten Knabenschule vorbei, ohne sich bewußt zu werden, welche Bedeutung dieses Kreuz hat. Die Männer greifen dann im Vorbeigehen zur Mütze, um nach althergebrachter Sitte den Herrgott zu grüßen, die Frauen stellen zu allen Jahreszeiten Blumen in die Nische vor eine aus rotem Ton gebrannte Madonna, die ein Binsfelder Bildhauer vor einigen Jahren modellierte. Alt und verwittert ist dieses Kreuz, und der Vorbeigehende vermag kaum, die Inschrift zu erkennen:

„Dis Creutz hat Dietzen Fren von Binsfeld und sein Hausfrau Hilea (Helena) Got zu Ehren lassen machen. Zu Gedechtnus ehres Kindes das im Jahre 1631 den Dot hat geleden“.

Die Menschen der damaligen Zeit betrachteten die Pest nicht als eine Krankheit, sondern als eine Strafe Gottes. Deshalb gingen die Leute von Binsfeld in ihrer Angst und Not zum Pestkreuz und legten ihre Opfergaben (Geld und Eier) in die Nische, in der heute das Madonnenbildnis steht. Niemand im Ort erdreistete sich, dieses Opfer unberechtigt wegzunehmen, wollte er nicht von der Pest befallen werden.

In Scharen wallten die Menschen zu den Pestkreuzen, und es ist anzunehmen, daß die Binsfelder zum Pestkreuz am „Belsenboor“ gingen, wo es damals noch stand (heute steht es am Waldweg nach Arenrath). Im Jahre 1639, als die große Pestseuche schon im Abklingen war, wurde das Kreuz mit nachfolgender Inschrift errichtet:

1639

Sosanna von Beinsfeld
hat das Craus su eren Gotes
lasen aufreichten.

Franz Gnad, Binsfeld

Schnitter Tod hält grauenvolle Feste

Der „Schwarze Tod“ wütete furchtbar. Dörfer gingen unter oder starben zum großen Teile aus. Kröv wurde Anfang des 15. Jh. plötzlich von der Seuche ergriffen. Sie raffte einen großen Teil der Bewohner hinweg. Die vom Tode verschonten siedelten sich neben dem Königshof, den Kloster- und Adelshöfen an, wodurch das neue Kröv entstand. Die Krö- ver nannten die im 15. Jh. gegründete St. Sebastianusbruderschaft mit gutem Recht „Elendsbruderschaft“. In der Kapelle zu Ferres bei Pies-

port steht eine Figur des hl. Rochus, des Pestheiligen, aus dem 16. Jh., und auf der Piesporter Höhe nach Klausen hin erinnert das „Spora-Bildchen“ an den schwarzen Tod. Dort war die Sperre, bis zu der die benachbarten Dörfer Klausen und Krames Lebensmittel brachten, wo sie von den Pestkranken aus Piesport abgeholt wurden. Es trägt unter einem Bild der Schmerzhafte Mutter die Inschrift: „Anno 1506 bis 1508 blieben hier zu Piesport von 98 Bürgern übrig 16. Starben mit der Lungen-Pest-Krankheit“.

Von Hontheim wird berichtet, daß dort 1633 die mörderische Krankheit wütete. Das Friedhofskreuz in Laufeld vom Jahre 1632 mahnt uns. In Seinsfeld scheint das Jahr 1637 das schlimmste gewesen zu sein. (Im Kloster St. Thomas a. d. Kyll starben von 19 Nonnen 16 an der Pest, darunter die Äbtissin Anna von Lonzen, die von der Burg Seinsfeld stammte). Die Kapelle in Oberscheidweiler ist neben der hl. Katharina dem hl. Rochus geweiht. Auf dem Gemeindeplatz vor der Kirche zu Sehlern steht ein Pestkreuz v. J. 1631 mit Darstellungen des hl. Rochus und des hl. Sebastianus. Bereits i. J. 1519 starben in Wittlich mehr als 400 Einwohner am „Schwarzen Tod“. Von 1630 bis 1636 soll die Seuche ununterbrochen in dem Städtchen gehaust haben. Nach dem ältesten Wittlicher Kirchenbuch sind in den Pestjahren 1630 und 1631 145 Menschen von dem unbarmherzigen Tod dahingerafft worden, insgesamt starb ein Drittel der Einwohner. Innerhalb von 40 Jahren erlagen von sechs Wittlicher Pfarrern fünf der grauenvollen Pest. Nun begreifen wir, warum St. Rochus der Stadtheilige wurde.

Untergegangene Dörfer in unserer Heimat

Ankes oder Unkenstein

Die Straße von Wittlich nach Plein führt an einer Kapelle vorbei, dem sog. „Unkenhäuschen“. Die Flur, in der die Wegekappelle steht, heißt „Ankes“. Die Namen erinnern uns an das Dorf Ankes oder Unkenstein. Es lag einst an der Lieser, dort, wo die Straße nach Plein das Tal verläßt. Aus Urkunden ist das Vorhandensein des Ortes nachzuweisen. So erfahren wir aus dem Jahre 1346 folgendes: Auf einem Weinberg bei Ankast ruhte eine jährliche Rente. Hinkelín von Plyn übertrug sie der Abtei Himmerod. Die Urkunde, vom Wittlicher Pastor Wilhelm besiegelt, nennt zwei Schöffen von Ankast als Zeugen. Auch später wurde das Dorf öfters erwähnt; 1656 war es noch vorhanden.

Aus welchem Grunde ist Ankes untergegangen? Der Ort scheint in einer der schrecklichen Pestzeiten des 17. Jh. ausgestorben zu sein. Oder haben die letzten Bewohner das so furchtbar heimgesuchte Dorf verlassen?

Die Kirche von Ankes blieb bis zur Säkularisation (1803) erhalten. Zwei Eremiten hatten im 18. Jh. bei dem einsamen Gotteshaus ihre Wohnung. Sie versahen den Küsterdienst und lebten von Handarbeit und Almosen. So verfertigten die frommen Einsiedler Kerzen für die benachbarten Kirchen. Zur Zeit der französischen Herrschaft wurde die Einsiedelei aufgehoben und versteigert. Das Gotteshaus zerfiel; Stiftungen und die Glocke kamen an die Kirche zu Plein. Seitdem hat Plein den Patron von Ankes, den hl. Jakobus d. Ä., als Schutzheiligen.

Hartzdorff (bei Neuerburg)

Auch das Bestehen Hartzdorffs läßt sich urkundlich nachweisen. Das Trierer Stift St. Maximin war in der Bombogener Gegend reich begütert. Ein Verzeichnis der Maximiner Besitzungen (aus dem Anfang des 13. Jh.) nennt nach Dorphe, Lukesinge (Lüxem) und Flosbach einen Ort Hasdorf. Später hieß die Siedlung Filiale Hatzdorf und Hartzdorff.

1593 ist Hartzdorff zum letzten Male urkundlich erwähnt. Auch hier muß angenommen werden, daß der Ort im 17. Jh. in einer Pestzeit, vielleicht um 1630, untergegangen ist. Eine Kapelle und die Flur „Hatzdorf“ geben die Stelle an, wo einmal Hartzdorff stand.

Heinzerath

Das Gotteshaus, der Friedhof und eine Mühle sind übrig geblieben von dem Dorfe Heinzerath. In einer Urkunde des großen Balduin ist die Rede von einer „Weinrente aus Henzerode bei der Neuerburg“. Ein Güterverzeichnis der Abtei St. Maximin-Trier berichtet folgendes: „Heinzerath das Dorf ist vorlängst (das Verzeichnis ist von 1691) ganz vergangen und nahe unter Olkenbach gestanden, nunmehr aber dessen Inwohner Erben ahn und in Olkenbach gebauwet und ein Dorf gemacht“. Demnach ist Heinzerath ebenfalls im 17. Jh. untergegangen. Auch hier muß die Pest als Ursache dafür angenommen werden.

Mellich

Wo heute Hof Mellich liegt, stand einst das zu dem Hofe gehörige Dorf gleichen Namens. 1278 war der Hof im Besitz des Herrn Theoderich von Esch. In Urkunden werden im Zusammenhang mit Mellich noch die Herren Conrad und Philipp von Esch, ein Herr von Seinsfeld und der Graf von Manderscheid - Daun genannt. Das aus 14 Häusern bestehende Dorf ist im 17. Jh. vernichtet worden. Daraus läßt sich schließen, daß der Untergang Mellichs im 30jährigen Kriege erfolgte. Der Hof ist damals anscheinend erhalten geblieben.

Wenſchen unſerer Heimat wandern nach dem Oſten und Südöſten aus

Von der Oſtkolonisation im frühen Mittelalter

Bereits im 12. Jh. setzte die Ausbreitung des Deuſchtums und Chriſtentums im weiten Oſten durch unſer Volk ein. Einzelheiten über die Teilnahme unſerer Vorfahren an dem großen Werke ſind nicht bekannt. Aber eines wiſſen wir: Unter den etwa 10 000 deuſchen Bauernfamilien, die dem Rufe nach Ungarn (um 1150) folgten, befanden ſich auch viele aus den Ländern am Rhein. Als eine ſehr bedeutende, vielleicht ſogar die ſtärkſte Quelle des Stromes vom Rhein nach dem Oſten, werden das Trierer Land, Moſel und Eifel genannt. Viele der „Siebenbürger Sachſen“ waren Moſelfranken.

Bei der Kolonisierung und Chriſtianisierung des Oſtens zeichneten ſich die Ziſterzienser beſonders aus. In einer Abhandlung über das Werden und Wirken der Abtei Himmerod leſen wir: „Als Eigenart mag es indes daſtehen, daß ſich Himmerod auch an der Miſſionierung des heidniſchen Oſtens aktiv beteiligte. Dies geſchah durch den ſeligen Mönch Petrus von Koblenz, der um das Jahr 1220 in Livland als Pfarrer und Miſſionar unter den Heiden ſegensreich wirkte, was ihm im Himmeroder Heiligenkalender den Ehrennamen „Apoſtel Livlands“ eintrug.“

Von der Auswanderung im 18. Jahrhundert

Eine letzte und beſonders umfangreiche Abwanderung in den weiten Oſten ſetzte in der 2. Hälfte des 18. Jh. ein. Aus den amtlichen Regiſtern in Wien und Budapeſt ſind uns die Namen und meiſtens auch die Heimatorte der Oſtlandfahrer bekannt. Die folgenden Ausführungen beſchränken ſich, außer Reil, auf die Eifel, für die das Material vorlag.

„Die Abwanderung erfolgte in zwei Wellen: zwiſchen 1764 und 1768 nach

Südungarn (Banat und Batschka) und zwischen 1784 und 1786 nach Galizien. Südungarn, ein fruchtbares Gebiet, war durch die Türkenkriege verwüstet und entvölkert, Galizien, früher polnisch, vor kurzem österreichisch geworden.“

Wer wanderte aus?

Der Kreis Wittlich stellte unter den sechs Eifelkreisen Wittlich, Daun, Bitburg, Prüm, Schleiden und Adenau den größten Teil der Ostlandfahrer. Nach den Registern kamen aus den sechs Kreisen 157 Familien mit 600 bis 700 Personen nach Südungarn, wovon 81 aus dem Kreise Wittlich stammten. Nach Galizien zogen 57 Familien mit 300 bis 400 Personen, davon aus unserer Heimat 26. Der tatsächliche Umfang der Abwanderung war sicher größer. Die „Massenflucht“ bereitete den Landesherren beträchtliche Sorgen. In einer Verordnung für Kurtrier heißt es, daß nur die durch Armut, Schwelgerei und Müßiggang lästigen Untertanen den freien Abzug nach den Ostgebieten hätten. Aus den Registern ergibt sich, daß der weitaus größte Teil der Siedler aus Bauern bestand, nur wenige Handwerker waren darunter.

Aus dem Kreise Wittlich wanderten bei der 1. Welle aus: je eine Familie aus Diefenbach, Hasborn, Niederöfflingen, Osann, Plein, Piesport und Rievenich, je 2 aus Flußbach, Neuerburg und Wittlich, 3 aus Pohlbach, 4 aus Lükem, 5 aus Niederscheidweiler, je 6 aus Bruch und Landscheid, je 7 aus Eisenschmitt und Hupperath, 30 aus Dreis.

Bei der 2. Welle kamen aus Lükem, Olkenbach und Piesport je 1 Familie, aus Osann 2, Binsfeld 3, Hasborn 7 und aus Reil 11 Familien.

Warum wanderten unsere Landsleute aus?

Da müssen wir zunächst an die wirtschaftliche Not denken. Der karge Boden lieferte nur geringe Erträge. Grundherrliche Abgaben und Frondienste bedrückten viele sehr. In der Grafschaft Manderscheid z. B. brachte auch das sog. Stockerbenrecht vielen Untertanen große Nachteile. Manchen schreckten die Erzählungen aus den fast 200 Jahre währenden Kriegezeiten. In die Eifel gelangten, etwa durch österreichische Soldaten, Berichte über die guten Verhältnisse in der neuen Heimat der Landsleute.

Nun kamen die Werber der großen Kaiserin Maria Theresia und ihres Sohnes Josef I. in unsere arme Heimat. Machten sie nicht die verlockendsten Versprechungen? Freiheit für die bis dahin unfreien Menschen; Vieh, Saatgut und Land. Die Siedlungsgebiete waren fruchtbar; so gediehen in Südungarn Korn, Weizen und Wein. Mancher Eifelbauer dachte: „Daheim Steine und Not, dort Weizen und Brot.“ Beim Bau der Höfe sicherte der neue Staat volle Unterstützung zu. Er gewährte für zehn Jahre Steuerfreiheit; bis zur neuen Ernte lieferte er alles Notwendige. Wundern wir uns da, daß so viele Eifler dem Rufe der Habsburger folgten?

In der neuen Heimat

Die genügsamen Auswanderer führten ihr schweres Werk mit größter Zähigkeit durch. Wenn die Schwierigkeiten auch oft unüberwindlich schienen, die Moselfranken hielten stand, während manche Italiener und Spanier Ungarn bald verließen. Durch Tüchtigkeit, Sparsamkeit und Fleiß gelangten die tiefgläubigen und familientreuen „Schwaben“ (so nannten die Ungarn die Deutschen schlechthin) zu Wohlstand und Ansehen.

Kaiser Josef I. kam auf einer Besichtigungsreise durch das Banat und schrieb in sein Tagebuch: „Von St. Niklas auf Arat ritten wir durch

schöne bebaute Gegenden. Die Dörfer sind zahlreicher und mehestens sehr groß, gemeiniglich weit über 100 Häuser. Die Einwohner bestehen aus Deutschen, meistens Trierer, Luxemburger und aus dem Sauerland. Sie sind ziemlich wohl zufrieden. Doch wollen einige ihre Kirchen größer und andere mehr Land haben.“

(Nach Bürgermeister a. D. Max Müller †, Wadern)

Und heute?

Im Herbst des Jahres 1952 besuchte ich in der Oberdorfstraße zu Ürzig ein kleines Fachwerkhaus, das über seiner geschnitzten Tür die Jahreszahl 1680 trägt. Ein reizvoller Erker hängt wie ein Schwalbennest über die Straße. Als ich es besuchte, war dieses fast dreihundert Jahre alte Winzerhäuschen die Heimstatt einer moselfränkischen Familie, die aus der Heimat in der Batschka im heutigen Jugoslawien vertrieben worden war. Es war die Familie des tapferen Bauers Georg Fröhlich, die dort auf fruchtbarstem Boden hohe Hanfstangen gezüchtet hatte und nun wieder zwischen den Weinstöcken lebte, wieder Zuflucht gefunden hatte in der Heimat der Ahnen. Sie zeigten mir voll Stolz zwei fette Schweine im Stall. Das war ihr neuer Anfang. Dazwischen liegen 200 Jahre deutsches Schicksal, und die wackere Großmutter von 72 Jahren sprach bei meinem Besuch das weise Wort, es könne niemand sagen, er habe auf Erden eine Heimat; die einzige sichere Heimat sei in unserer Zeit über den Sternen.

Peter Kremer

Unsere Heimat unter französischer Herrschaft

Als in Frankreich am 14. Juli 1789 eine Revolution ausbrach, wirkte diese sich auch in unserer Heimat aus. An manchen Orten entstanden Unruhen, und man verlangte nach dem Beispiele Frankreichs „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit“. Der damalige Kurfürst Clemens Wenzeslaus konnte diese Bewegung nicht unterdrücken. Bald rückten französische Truppen in unsere Heimat ein, eroberten 1794 die Stadt Trier, und das ganze linksrheinische Erzstift kam in französische Gewalt. Damit fand der Kurstaat Trier ein Ende. Im Frieden zu Campo Formio (1797) mußte das linke Rheinufer und somit der linksrheinische Teil des Kurfürstentums Trier an Frankreich abgetreten werden.

Sofort nach dem Einmarsch des französischen Heeres übernahm die französische Regierung die gesetzgebende, vollziehende und richterliche Gewalt im Kurstaat Trier. Sie regierte nun in unserer Heimat nach französischen Grundsätzen. Das ganze Gebiet wurde in vier Departements eingeteilt. Unser Land gehörte zum Departement Saar. Jedes Departement war untergeteilt in Kantone, jeder Kanton in Communes. Ein Commissär verwaltete das Gebiet. Um das Jahr 1800 hießen die leitenden Männer Präfekten, Unterpräfekten und Maires. In ähnlicher Weise wurde unsere Heimat auch später verwaltet, als die Franzosen abgezogen waren. Sie behielt die Einteilung in Regierungsbezirke, Kreise und Bürgermeistereien bei.

Die kirchlichen Zustände wurden im Erzstifte Trier völlig umgestaltet. Prozessionen, Wallfahrten, kirchliche Zeremonien auf den Friedhöfen und öffentliche Kundgebungen religiöser Art waren verboten. Im Jahre 1802 hob man alle geistlichen Orden auf. Die Klosterkirche in Klausen wandelte man in eine Pfarrkirche um; das Vermögen, Land und Gebäude, kam zur Versteigerung. Dasselbe Schicksal erlitt die Stiftskirche in Springiersbach. Im Jahre 1804 versteigerte man das Franziskanerkloster in Wittlich. Heute ist in einem Teil der Gebäude die Volksschule untergebracht. Einige Namen, wie Klosterschenke, Klosterstraße,

erinnern noch an das ehemalige Franziskanerkloster. Auch die Abtei Himmerod wurde 1802 aufgehoben, die Kirche später abgebrochen; die Güter wurden versteigert.

Der Adel und die geistlichen Genossenschaften verloren mit ihren Gütern auch die Herrschaftsrechte über ihre bisherigen Untertanen. Freiheit in Handel, Verkehr und Landwirtschaft brachte einen großen Aufschwung. Es wurden neue Straßen angelegt. Auch das Steuerwesen wurde geändert. Ländereien, Häuser, Möbel und Personen unterlagen einer Abgabe. Die Türen und Fenster der Gebäude wurden nach ihrer Zahl besonders besteuert. Die Bevölkerung hatte an die französische Armee große Naturalleistungen und außerdem Frondienste zu leisten.

Die Zeit der französischen Herrschaft in unserer Heimat dauerte ungefähr 20 Jahre. Sie war für die spätere Einteilung und Verwaltung des Landes von Bedeutung. Viele französische Namen von Personen und Gegenständen in unseren Dörfern gehen auf diese Zeit zurück. Auch unsere Mundart übernahm viele Ausdrücke aus der französischen Sprache.

Peter Bidinger, Bausendorf

Französische Familiennamen im Wittlicher Land

Während der französischen Revolution mußten die Geistlichkeit und der Adel Frankreichs flüchten. Viele fanden im benachbarten Erzstift Trier eine gastliche Aufnahme. Allein in der Stadt Trier zählte man im Jahre 1789 schon 800 Franzosen, die ihre Heimat verlassen mußten. In Koblenz bildeten die Emigranten eine zweite französische Regierung (Exilregierung). Teilweise waren es auch napoleonische Soldaten, die in unserer engeren Heimat, vor allem im westlichen Teil des Wittlicher Landes, eine neue Heimstatt erwarben. So finden wir heute noch die Namen: Lequen, Condé, Jardin, Legrand, Lejeune, Flory (Fleury), Mischeraux, Grosdidier, Carpentier, Collong, Grandjean, Remmy, Badry, Delveaux u. a., die sich seit 150 Jahren in vielen Orten des Kreisgebietes verbreitet haben.

Und nun suche einmal selbst Wörter aus eurer Mundart, die aus der „Franzosenzeit“ stammen!

Heinz Haller, Greimerath

Das Ende der französischen Herrschaft

Die Französische Revolution endete im Kaisertum Napoleons I. Zahlreiche Männer des Wittlicher Landes mußten an seinen Kriegen teilnehmen. Nur wenige sind zurückgekehrt; sie haben manches zu erzählen gewußt von ihren Erlebnissen.

Napoleons Stern sank im Winter 1812 auf 13 in Rußland. Die französische Herrschaft über unsere Heimat fand ihr Ende am 1. Januar 1814. Am Neujahrstage zogen Truppen der verbündeten europäischen Mächte in die Stadt Wittlich ein. Es waren kurhessische Soldaten, eine Abteilung russischer Artillerie, und wenige Tage später folgten die Preußen. Im „Preußenloch“ im Grünwald hatten sie Biwak bezogen. Am 3. Mai bezogen am Wittlicher Burgtor 1600 Kosaken mit 2000 Pferden Biwak. Da gab es viel zu schauen für die Kinder; aber die Bürger mußten immerfort Fleisch, Hafer, Heu, Stroh, Brot und Branntwein abliefern. Die Durchzüge der Heere dauerten bis in den Frühling des Jahres 1816. Es war eine unruhige und unheimliche Zeit. Viel Gesindel trieb sich auf der Landstraße herum, und Räuberbanden, von denen eine ihr Hauptquartier in Bausendorf und im Kondelwald hatte, ließen die Leute keine Nacht ruhig schlafen. Aber sie hatten die Hoffnung, daß nun alles bald besser werde; denn es war Frieden unter den Völkern, und mit Gottvertrauen gingen sie ans Aufbauwerk.

Der Kreis Wittlich wird preußisch

Nun hatten Waffenlärm und Heeresberichte ein Ende, bald hörten auch die Einquartierungen und Kontributionen völlig auf. War auch die Gegenwart noch voller Not und Unsicherheit, die Zukunft noch dunkel und schwer, so war man doch bald wieder sein eigener Herr im Hause und im Dorf. Durch Erlass des Königs Friedrich Wilhelm III. vom 5. April 1816 ward das „Großherzogtum Niederrhein“ gegründet, dem das ehemalige Departement Rhein-Mosel-Saar zufiel. 1822 entstand daraus die preußische Rheinprovinz, und der Kreis Wittlich kam zum Regierungsbezirk Trier.

„Nun sind wir also Preußen“, schrieb der Gemeindevorsteher eines Eifeldorfes in die Ortschronik, und man hat das Gefühl, als ob er dabei mit einem Auge lachte, mit dem andern weinte. Man mußte halt einmal abwarten, was das neue Regime brächte; aber „man war doch wieder deutsch.“ In den ersten Jahren mußte der preußische Staat viele Zuschüsse leisten, um der schrecklichen Not zu steuern. Als einmal die Bauersleute erschöpft und überdrüssig von dem Lärm und Leid der Zeit klagten, der Krieg sei doch nun schon lange zu Ende und noch immer werde es nicht besser im Lande, da hielt ihnen der Pastor des Sonntags im Hochamt folgende Predigt: „Seht, liebe Leute, ihr habt recht, der Krieg ist eigentlich zu Ende; jedoch wenn wir Heiden wären, dann würden wir sagen: des Kriegsgottes Fackel flackert noch, und Furcht und Schrecken, seine Begleiter, haben noch nicht aufgehört. Aber wir sind Christen, und da sagen wir so: alles steht in unseres Herrgotts Hand! Warum Plagen, Sorgen, Hunger und Todesgefahr noch kein Ende nehmen, er weiß es gewiß; sei es, weil wir noch für vieles zu büßen haben, oder sei es zur Läuterung unserer Seelen. Haltet stand! Ertragt die Not! Es ist Friede, und es wird einmal besser werden!“

Da gingen die Leute heim, faßten neuen Mut und sprachen zueinander: „Wir halten durch!“ Und sie bissen auf die Zähne, als ihnen die Grundbirnen und Schneidebohnen erkalteten mitten im Juli 1817. Das Saatkorn, das ihnen die neue Regierung lieferte, streuten sie im Herbst vertrauensvoll in die Furchen, und sie versprachen mutig, es im nächsten Jahr zurückzugeben „mit einem Sester (25 Liter) auf jedes Sömmmer (Maß) als Zins.“ Im Jahre 1818 gediehen Hafer und Grundbirnen gut, Korn war aber noch zu wenig gepflanzt, doch ließ die vermehrte Saat für 1819 auch hier eine gute Ernte erhoffen, „wenn der Herrgott den Segen gibt und jeder das Seine tut, jeder an seiner Stelle, jeder an seinem Ort. Der Eid auf die neue Verfassung ist geleistet, die Kinder gehen wieder zur Schule ins Backhaus und singen auf dem Dorfweg: Der Himmel ist blau, das Wetter ist schön!“

(Aus Wilhelm Hay: Vergilbte Blätter, nach einer alten Pfarrchronik.)

Aus den Revolutionsjahren 1848/49

Das Jahr 1848 kann „eines der größten der deutschen Geschichte“ genannt werden. „Denn damals sprang der Funke der Französischen Revolution, die die Volksrechte in den Mittelpunkt des Staats- und Verfassungslebens rückte, nach Deutschland über und entfachte eine hellodernde Flamme der Begeisterung für ein freies, einiges, großes deutsches Vaterland.“ (M. J. Mehs) Auch unsere Vorfahren schauten voll Hoffnung nach Frankfurt und Berlin, wo Vertreter des Volkes die Forderungen der Freiheitskämpfer verwirklichen sollten. Das Volk wollte durch eine demokratische Verfassung Anteil an seiner Regierung haben.

Einiges aus dem Wittlicher Intelligenzblatt vom Jahre 1848

Endlich gab es Pressefreiheit, und die nutzte man sehr gründlich aus. Da steht in einem ABC für Kinder:

„Die Kaiser und Könige man häufig berügt,
In Karten der König neben dem Bauern liegt.“

Die Zeitung unterrichtete die wißbegierigen Bürger besonders über die Ereignisse in Frankfurt und Berlin. Bei wichtigen Geschehnissen erschienen „außerordentliche Beilagen“, so nach der Wahl des Reichsverwesers. Die Wittlicher feierten ein „Huldigungsfest an unseren Reichsverweser“ - „Bürger! Bei dem heutigen Feste, das der deutschen Einheit gewidmet ist, dürfte wohl keiner mit einer glänzenden Beleuchtung seiner Wohnung zurückstehen.“ Wir lesen den Aufruf zur Gründung des „Demokratischen Vereins“ und den Bericht über die Gründungsversammlung. Im November geschah folgendes: „Diese Nacht wurde durch Sturm läuten und Trommeln die ganze Stadt alarmiert; es galt, den Bernkastelern zu Hülfe zu ziehen, wo wegen Verhaftung eines Volksmannes Unruhen waren. Unsere Bürgerwehr eilte sofort hin und kehrte am Abend zurück, da wieder alles ruhig geworden war.“ Dieser Marsch hatte für drei Wittlicher und einen Ürziger böse Folgen. Fünf Monate saßen sie „hinterm Dom“ in Trier in Untersuchungshaft, wurden dann allerdings freigesprochen.

Der Prümer Zeughaussturm

Das Wittlicher Intelligenzblatt vom 20. 5. 1849 meldete: „Prüm, 18. Mai. Heute wurde das hiesige Zeughaus vom Volke genommen und geleert, wobei einige Verwundungen vorkamen.“

Dieser Zeughaussturm war das für unsere Heimat bedeutungsvollste Ereignis in den Revolutionsjahren. Die Freiheitskämpfer sahen in den Waffenarsenalen das „Sinnbild volksfeindlicher Militärgewalt.“

Am Sonntag, dem 13. Mai, fand auf der Marienburg eine gewaltige Volksversammlung statt, mit Dr. Grün, Mitglied der aufgelösten preussischen Nationalversammlung für die Kreise Wittlich und Bernkastel, als Hauptredner. Demokraten aus Wittlich und anderen Orten des Kreises nahmen daran teil, besonders viele Kröver und Reiler.

In Wittlich herrschte in den Tagen nach der Versammlung große Aufregung unter den Freiheitskämpfern. Am 17. Mai nachmittags begaben sich etwa 30 Wittlicher auf den Weg nach Prüm. Über Eisenschmitt, Oberkail ging es. Unterwegs trafen sie mit den Trierern und Bitburgern zusammen.

Am 18. Mai war Prümer Markt. Zwischen 4 und 5 Uhr morgens kamen die Zeughausstürmer, etwa 100 Mann, in Prüm an. Anführer und Hauptpersonen waren die Trierer. Die kleine militärische Landwehr wurde schnell überrumpelt, und die Menge drang in das Zeughaus ein, plünderte Waffen, Munition und Bekleidung und verlud alles auf einen Wagen. Die inzwischen alarmierte Landwehr zeigte sich von Anfang an nicht gewillt, Widerstand zu leisten. Ja, es kam zu Verbrüderungsversuchen. Einzelne reichten einander die Hand, und man vereinbarte, nicht aufeinander zu schießen.

Nach der kampflosen Besetzung des Zeughauses durch die Landwehr erfolgte ein erneuter Sturm der Aufständischen, wobei ein Wittlicher verwundet wurde. Die Menge tobte und schrie nach Rache für das vergossene Bürgerblut. Die Verbrüderung mit den Wehrmännern ging weiter; einzelne tauschten Patronen gegen Brötchen. Schließlich versagte die Landwehr allen Gehorsam und verließ eigenmächtig das

Zeughaus, in das nun viele - inzwischen waren auch Prümer dabei - eindrangen und weiter plünderten. Gegen Mittag zerstreute sich das Volk, und die Prümer Bürgerwehr besetzte das Gebäude, wurde jedoch später von Trierer Husaren abgelöst.

Das bittere Ende

Dem Zusammenbruch der Deutschen Revolution folgte ein bitteres Ende. Auch unsere Freiheitskämpfer trafen härteste Strafen. Darüber unterrichtet die Darstellung des Prozesses gegen Dr. Grün und 22 Genossen „wegen Hochverrath resp. Plünderung des Zeughauses zu Prüm.“ Die Gerichtsverhandlungen in Trier dauerten 11 Tage, mehr als 200 Zeugen sagten aus.

Außer Dr. Grün, der übrigens freigesprochen wurde, waren alle führenden Männer flüchtig. Die anderen Revolutionäre spielten nur eine untergeordnete Rolle. Zwei Wittlicher sprach das Gericht schuldig und verurteilte sie u. a. zu einer Zwangsarbeitsstrafe von fünf Jahren. Nach „ausgestandener“ Strafe blieben beide lebenslänglich unter Aufsicht der Staatspolizei. Der eine, Peter Sprink, hatte am Zeughaussturm teilgenommen, der andere, Peter Niles, in der Nacht vom 18. auf den 19. Mai 1849 etwa 60 Gewehre für einige Stunden in seinem Holzschuppen aufbewahrt.

Wieder flammt des Krieges fackel

Genau fünfzig Jahre hatte der Friede gedauert, da flammte des Krieges Fackel wieder auf, und unsere Urgroßväter und Großväter mußten als preußische Soldaten kurz hintereinander in drei Kriege marschieren. 1864 war es der Krieg mit Dänemark um Schleswig-Holstein, 1866 war es der Bruderkrieg mit Österreich, und 1870/71 war es der Krieg gegen Frankreich. Zwar brachten diese Feldzüge unserer Heimat keine Verwüstungen; aber auf dem Denkmal, das der Kreis in Wittlich seinen Kriegern erstellte, stehen 42 Namen, deren Träger damals ihr Leben lassen mußten:

1866	
Joseph Schommer, Wittlich	Stephan Bertges, Wittlich
Vinzenz Neukirch, Dreis	Matthias Lehnert, Piesport
Peter Schmitz, Neuerburg	Matthias Buchholz, Hof Gelsdorf
1870/71	
Phil. Jak. Bernardi, Wittlich	Stephan Scheer, Urzig
Johann Freihöfer, Wittlich	Peter Inglen, Urzig
Caspar Heinen, Wittlich	Karl Schönborn, Bonsbeuren
Johann Schrot, Wittlich	Nikolaus Leister, Kinderbeuren
Julius Wittus, Wittlich	Peter Bamble, Kinderbeuren
Johann Müller, Hupperath	Joh. Thomas Burg, Reil
Johann Scheit, Salmrohr	Joseph Burg, Reil
Anton Horsch, Rievenich	Nikolaus Christ, Bausendorf
Simon Weber, Rievenich	Stephan Grandjean, Bengel
Franz Pitsch, Niersbach	Jakob Praum, Manderscheid
Joh. Matth. Esch, Bruch	Johann Wallenborn, Carl
Lion Cahn, Osann	Wilhelm Zens, Bettenfeld
Nikolaus Leyendecker, Piesport	Peter Heck, Bettenfeld
Nikolaus Lehnert, Piesport	Peter Schifferenz, Bettenfeld
Richard Heil, Minheim	Matthias Pütz, Bettenfeld
Joseph Jakobi, Minheim	Matthias Pesch, Großlittgen
Adam Schneiders, Cröv	Andreas Burkel, Binsfeld
Johann Jakoby, Kinheim	Johann Follmann, Niederkaill

Aus der guten alten Zeit

Wenn in eurem Dorfe, liebe Kinder, noch Greise von 80, ja 90 Jahren leben, so laßt euch von ihnen aus ihrer Jugendzeit erzählen. Über manches werdet ihr lachen, es wird euch einfach und klein erscheinen, aber die Nachdenklichen von euch werden aus den Schilderungen den Eindruck bekommen, daß die damalige Zeit in vielen Beziehungen besinnlicher war als die Jetztzeit.

Da kamen besonders an langen Winterabenden Freunde und Nachbarn in einer geräumigen Stube zu gemütlichem Plaudern zusammen. Die Frauen und Mädchen brachten ihre Spinnräder oder Strickstrümpfe mit, die Männer und Jungen rauchten ihre Pfeifen, flochten mit Weiden Körbe oder Strohkurbeln, die beim Brotbacken gebraucht wurden. Auf dem Tische brannte die Petroleumlampe, in der Ecke hing an einem Draht ein altes Öllämpchen. Der Hausherr sorgte für gemütliche Wärme und schob ein Buchenstück nach dem andern in den gußeisernen Schrankofen. Sorgsam weichte die Mutter in einem Topfe „Kriemeln“ ein, stellte sie dann auf den Ofen, denn morgen sollte in der „Muhl“ Brotteig zum Backen bereitet werden. Auch der Mehlsack kam dicht an den Ofen zu stehen, damit mit warmem Mehl gutes Brot gebacken werden konnte. An der Wand hing das Bild der heiligen Familie und als besonderes Schmuckstück das Hochzeitsbild der Eltern oder das bunte Bild eines strammen Soldaten aus der Familie. Im Wandschrank sah man durch die glasbesetzten Türen schöngeformte Zinnteller, Zinnlichter und kupferne Mörser zum Zerkleinern von Nußkernen, Zucker und andern Dingen, die man in der Küche brauchte. Wenn am Abend die Spinnräder surrten und die Stricknadeln klapperten, ging der Viezkrug reihum. Neuigkeiten aus dem Dorfe wurden erzählt, Erinnerungen aus vergangenen Zeiten aufgefrischt.

Der lange „Mattes“ hatte die Kriege 1864, 1866 und 1870/71 erlebt; wenn er ans Reden kam, schwiegen alle andern. Als stolzer Deutzer Kürassier war er in den Kampf gezogen, in weißer Uniform, im blinkenden Küras, mit langen Stiefeln und klirrenden Sporen. An der Seite den langen Säbel, in der einen Hand die spitze Lanze, in der andern die Zügel des feurigen Pferdes, wie weiland St. Georg, als er den Drachen besiegte. Voll Stolz zeigte er zum wiederholten Male seinen Kriegspaß, in welchem die mitgemachten Kämpfe, angefangen von der Erstürmung der Düppeler Schanzen 1864, über die Schlacht bei Königgrätz 1866 und die Belagerung von Metz 1870 bis zum Kriegsende mit zahlreichen Feldschlachten verzeichnet waren. Mit Begeisterung schilderte er seine Erlebnisse in den Gefechten, von den Attacken, die mit eingelegten Lanzen und geschwungenem Säbel offen gegen den Feind geritten wurden. Ja, ein Held war der Mattes, und voll Ehrfurcht vergaß man beim Zuhören Spinnrad, Strickstrumpf und Viezkrug! — Voll Spannung verfolgte man aber auch die Nachrichten aus dem Tagesgeschehen. Heute hatte das Wittlicher „Kreis- und Intelligenzblatt“ manche interessante Neuigkeit gebracht, und da nur drei Dorfbewohner die Zeitung hielten, bot das mitgebrachte Blatt ausreichenden Stoff zu langer Unterhaltung. Auch die Landschaft der alten Zeit zeigte vielfach ein anderes Gesicht als die heutige. Über die holprigen, schlecht gepflasterten Wege ratterten zweirädrige Karren, Schädel genannt, die ein Pferd oder Esel mühsam zog. Vornehme Leute fuhren mit Kutschen durch die Gegend. Vor den Häusern standen alte Walnußbäume und Linden, darunter eine Bank, auf der am warmen Sommerabend die Jugend des Dorfes schöne Volkslieder sang. Da es noch keine Wasserleitung gab, war der Dorfbrunnen von größter Wichtigkeit. Dort schöpfte man die Eimer voll, um

das Vieh zu tränken, hier wusch die Mutter die Wäsche im großen Waschtrog und hielt dabei mit der Nachbarin ein Plauderstündchen; das Wasser des Brunnens war beim Ausbruch eines Brandes unentbehrlich. Über den Haustüren mancher Häuser waren schöne Hauszeichen, die auf den Beruf des Hauseigentümers deuteten. Solche Zeichen findet man noch heute in Kinheim, Kröv, Niersbach und andern Dörfern unserer Heimat. Die Häuser waren größtenteils Fachwerkbauten, oft mit schönen Erkern versehen, ein Strohdach schützte vor den Unbilden der Witterung.

Wenn ihr offenen Auges durch eure Heimat schreitet, werdet ihr noch manche andere Erinnerung aus der guten alten Zeit entdecken.

Peter Bidinger, Bausendorf

Die neue Zeit beginnt

Nach den Kriegen 1864, 1866 und 1870/71 nahm Wittlich mit der allgemeinen Steigerung des Wohlstandes einen merkbaren räumlichen und gewerblichen Aufschwung, gefördert durch neue Verkehrsmittel, vor allem durch die Eisenbahn, die 1887 von Wengerohr, das seit 1879 an der Moselstrecke lag, nach Wittlich abgezweigt und 1910 nach Daun weitergeführt wurde. Es entstanden in den Jahrzehnten vor dem ersten Weltkriege in Wittlich unter anderem das Lehrerseminar, heute staatliches Gymnasium und Aufbauschule, die evangelische Kirche, das Kreiskrankenhaus, das Gefängnis, das Kriegerwaisenhaus, heute Ursulinenschule, die Synagoge und das neue Landratsamt mit den stimmungsvollen Gemälden des Eifelmalers Fritz von Wille. Rückschläge gab es in den Jahren 1877, 1878, 1886, 1904, 1905 und 1909, da schwere Brände die Stadt in Angst und Not versetzten.

M. J. Mehs

Der 1. Weltkrieg bringt Leid und Not

Von allen Enden schäumen die Bäche,
herüber, hinüber grünt Wiesenfläche.
jeder Hügel, jeder Hang
schallt und widerhallt Vogelsang,
und Tannen stehen ohne Zahl
neigend, raunend von Berg zu Tal.

Und die Sonne steht mit ihrem Gold,
fragt Gott, warum,
fragt die Natur,
warum die Menschen, die Menschen nur
den Frieden der Erde nicht gewollt.

Josef Feiten (1916)

Mobilmachung

Wir kamen am letzten Julitag des Jahres 1914 des Mittags aus der Schule und wollten nach Hause laufen. Da merkten wir, daß überall auf der Straße Männer zusammenstanden, die einen redeten laut, die andern hörten schweigend zu. Plötzlich klang die Dorfschelle ganz hell über die Straße, und wir sahen etwas Merkwürdiges. Der Bretzenkarl, unser Dorfbote und Gemeindediener, rasselte immerfort ganz aufgeregt mit der großen Schelle, und hinter ihm schritt der Herr Amtsbürgermeister mit einem Zettel in der Hand. Das war noch nie geschehen, daß der Bürgermeister selbst mit der Ortsklingel gegangen war, sonst hatte der Bretzenkarl in seiner Dienstmütze immer alles allein bekannt gemacht. Jetzt blieben sie stehen. Es war sehr schwül. Der Herr Bürgermeister wischte sich erst den Schweiß von der Stirn. Viele Männer stellten sich im Kreis um ihn. Wir konnten nur noch die Rücken sehen; aber wir spitzten die Ohren und hörten die grelle Stimme des Bürgermeisters: „Mobilmachung! Deutschland befindet sich im Kriegszustand. Der 2.

August ist der erste Mobilmachungstag. Jeder Wehrpflichtige hat sich dann und dort zu stellen, wie es in seinem Wehrpaß eingetragen ist. Gott schütze unser Vaterland!"

Wir verstanden nicht alles, was er las und sagte; wir waren ja erst zwölf Jahre alt, und auch die älteren Burschen und Männer begriffen das Vorgelesene nicht in seiner ganzen Schwere. Wir Jungen waren auf einmal sehr begeistert. Wir hängten uns in die Arme, stimmten vaterländische Lieder an und begleiteten den Bürgermeister und die Schelle durchs ganze Dorf. Wir sangen immer lauter. Aus mancher Haustüre sahen wir einen Mann mit einer Pappschachtel kommen, der mußte sich sofort in der Kreisstadt melden. Im Dorf ging es aufgeregt zu, wie in einem Ameisenbau. Erst gegen Abend kamen wir heim. Wir hatten rote Köpfe und sangen immer noch. Da erblickten wir unsere Mutter. Sie saß am Tisch und weinte. Morgen mußten ihre zwei Ältesten Abschied nehmen. Als wir die Mutter weinen sahen, wurden wir still. Ganz groß gingen uns die Augen auf. Wir ahnten es plötzlich, was Krieg heißt...

Peter Kremer

Deemift

Kriegsjahr 1917! Erntezeit! Die Männer sind im Krieg und müssen dem Tod Ernte halten. Es sind schwere Arbeitstage für Kinder und Frauen und Greise, und wer von ihnen nicht schon wieder draußen im glühenden Sonnenbrand schafft, hat sich in dieser Mittagsstunde noch auf ein Weilchen auf die Bank gestreckt, um Ausrub zu halten für neues Werken.

Nur ein Mensch tappt an diesem heißen Mittag durch das Dorf. Es ist der Briefträger, Michels Jost heißt er bei den Leuten. Man sieht ihm an, daß er schon recht bei Jahren ist. Er hatte gerade vor, sich zur Ruhe zu setzen und das Altersbrot zu verzehren. Aber da war der Krieg gekommen, so wie ein Gewitter ausbricht an schwülen Sommertagen, und nun konnte das Vaterland keinen Mann entbehren, auch die Alten nicht. Keiner durfte nun ruhen, und Michels Jost hing sich wieder die Brieftasche über den Rücken und machte zweimal täglich seine Runde.

Aber bei Gott — so schwer hatte er sich den Dienst nicht vorgestellt. Es war nicht darum, daß ihm die alten Knochen leid getan hätten, die das Eifelwetter schon lange mit der Gicht verbogen hatte, und auch nicht dies war es, daß sein Briefsack nun jedesmal so vollgestopft und schwer war. Nein — es lag an etwas ganz anderem. Denn wer kann leichten Herzens in ein Haus gehen, wenn man dem alten Vater oder der alten Mutter einen Brief in die Hand geben muß, so einen Brief mit der Handschrift der Mutter, der zurückkommt aus dem Schützengraben, schmutzig und angerissen, so einen Brief, auf dem in einer fremden Schrift groß geschrieben steht: Fürs Vaterland gefallen! Ach Gott, wie sind dann die Beine so schwer, wie ist dann der Rücken so müde! Oder neulich, wie der Brief kam für den Baltespeter, daß sein zweiter Junge nun auch im Lazarett gestorben sei, und er hatte nur zwei. Heilige Muttergottes, soll das leicht sein? Wäre er oft nicht lieber tot oder auch im Schützengraben? O Gott, daß er, der alte Mann, das noch erleben mußte!

Wie müde schleppt er heute wieder seine Füße über die Straße. Was für unheimliche Kunde mag er wieder in seiner Tasche bergen? Er schlurft in die Häuser, sagt nirgendwo ein Wort, ist bald wieder draußen und schlurft weiter. Je näher er an den Brunnen kommt, um so mehr werden seine Beine schwach. Der Atem droht ihm auszugehen. Auf dem

Mauerrand der Pferdetränke unter dem Kastanienbaum ruht er aus und denkt: O lieber Gott, wie wird sie das tragen! Sechs kleine Kinder, und nun der Vater — vermißt! Ja, so stand es mit roten Buchstaben auf dem Brief, der zurückgekommen war und den er im Beutel hatte. Schon drei solcher Briefe waren ins Dorf gekommen und nachher nichts mehr. Vermißt! Verschollen! Für immer verschwunden, spurlos, wer weiß wie. Verschüttet in einem Erdloch und unauffindbar, in Gefangenschaft geraten und dort gestorben, auf einsamem Posten erschossen oder von einer Granate unkenntlich zerrissen? Wer weiß es?

Vermißt! — Nun war auch der Ehrens Jakob vermißt. Und seine Frau und seine sechs Kinder warteten. Gott, o Gott! — Michels Jost, der Briefträger, saß auf der Pferdetränke und weinte.

Peter Kremer

Ein Feldpostbrief aus dem 1. Weltkrieg

...den 10. Oktober 1918.

Lieber Bast! Schon drei Wochen habe ich nichts von Dir gehört. Lebst Du noch? Es ist eine schreckliche Zeit. Wir hören jeden Abend die Kanonenschießen. Knaufs Jakob ist jetzt auch gefallen, sie haben es gestern zugestellt gekriegt, und es ist schon ihr zweiter, und im Dorf sind es schon vierundzwanzig. Die Kartoffeln habe ich alle aus, es hat viele gegeben, die Nachbarschaft hat mir gut geholfen bei der Arbeit. Unsere Bleß hat gekalbt, sie gibt jetzt viel Milch. Ich muß sie alle abgeben, und die Kartoffeln sind auch beschlagnahmt. Es ist eine verkehrte Welt, daß ich als alte Witfrau noch so schwer schaffen muß, und mein einziger Sohn muß im Krieg sein. Aber der Herrgott wird es wissen. Vorgestern waren wir mit der Prozession nach Klausen, es sind bloß alte Leute und die Kinder dabei gewesen. Da habe ich in Klausen bei der Muttergottes für Dich gebetet, daß Du bald gesund heimkommen sollst, wenn der Krieg aus ist. Und ich habe das Versprechen gemacht, daß ich barfuß eine Wallfahrt nach Klausen halte, wenn Du heil aus dem Kriege kommst. Gehst Du mit? Ich habe es auch für Dich versprochen, und Du wirst Deine alte Mutter nicht allein gehen lassen. Ich freue mich schon jetzt auf den Gang mit Dir durch den Wald zur Klausener Muttergottes, die Dich auch bis ans Ende beschützen möge. Darum betet für Dich immerfort

Deine Mutter.

Zwischen den beiden Weltkriegen

Einige Daten: Am 11. November 1918 wurde im Wald von Compiègne der Waffenstillstand unterzeichnet; am 28. Juni 1919 unterzeichnete Deutschland den Vertrag von Versailles. Der Kaiser war nach Holland entflohen; eine deutsche Volksregierung, zum erstenmal auf demokratische Weise gebildet, suchte unser Vaterland durch die schweren Nachkriegsjahre zu retten, wieder aufzubauen und neu zu ordnen. Die Reichsverfassung vom 11. August 1919 legte den Grundstein zum Neubau; sie gab jedem Deutschen gleiche Rechte und gleiche Pflichten.

Es kamen Jahre voller Wirren und Schwierigkeiten. Der Hunger verdarb die Menschen. Eine Geldentwertung, Inflation genannt, machte alle Leute zu Millionären. Aber sie waren doch arm dabei; denn zuletzt kostete ein einziges Ei mehr als eine Million. Manche Städte halfen sich mit eigenem Notgeld, das wertbeständiger war. Das Notgeld des

Kreises Wittlich zeigte ein Bild der Manderscheider Burgen mit der Schrift:

„Es blicken gar stolz in die geldarme Zeit
die steinreichen Burgen von Manderscheid.“

Dazu kamen Streiks in den Fabriken, Putsche von Kommunisten und Nationalisten, bei uns auch noch die Separatistenkämpfe. Die sogenannten Separatisten wollten das Rheinland vom Reiche loslösen. Bei einem solchen Kampfe fiel der junge Philipp Klas aus Oberöfflingen vor dem Wittlicher Rathaus. Es war im Herbst 1923. Nach der Stabilisierung der Währung im Nov. 1923 kamen einige friedliche Aufbaujahre; aber zu stark lastete der Druck des Versailler Vertrages auf dem deutschen Volke. Zu sehr war es auch innerlich zerrissen, und als 1929 eine Weltwirtschaftskrise einsetzte, die uns sechs Millionen Arbeitslose bescherte, wurden die radikalen Parteien so stark, daß alle Bemühungen würdiger Männer zur Rettung des Vaterlandes scheiterten. Es kam im Januar 1933 ein Mann zur Macht, der sein eigenes Volk und viele Völker der Welt in namenloses Elend stürzte.

Der 2. Weltkrieg zerstört die Heimat

Heiligabend 1944 in Wittlich

Am Heiligabend versuchten in banger Sorge und ständiger Unruhe die Wittlicher Mütter, ihren Kindern das Fest der Liebe so froh wie möglich zu gestalten. Aus den knapp bemessenen, zuge teilten Lebensmitteln und aus solchen, die sie unter großen Entbehrungen erspart hatten, bereiteten sie das Festgebäck. Bescheidene Christbäumchen standen zur Bescherung bereit. Die Kerzen fehlten. Niemand rechnete an diesem Heiligen Abend mit einem Luftangriff. Mitten in das stille Tun heulten um 14,30 Uhr die Sirenen: Vollalarm! Am Himmel erschienen gefürchtete „Christbäumchen“. Fast gleichzeitig prasselten Bombenteppiche hernieder und zerstörten große Teile des Stadtkerns. Riesige Trümmerfelder und verschüttete Straßen blieben



Blick auf die von Bomben zerstörte Neustraße
in Wittlich

zurück. Die Leute flüchteten in die Keller, und viele von ihnen wurden unter einstürzenden Häusern verschüttet und begraben. Heftige Brände jagten manche Männer wieder auf die Straße. Das Löschen war unmöglich, weil die Wasserleitung zerstört und die Lieser zugefroren war. Feuerwehrmänner und Wasserpumpen erstarrten in der grimmigen Kälte dieses Tages. Hilfeschreie drangen aus verschütteten und brennenden Kellern in den Winternachmittag. Nachdem man die Fliegergefahr beendet glaubte, stieg man zaghaft und angstverört aus den Kellern, um nach Nachbarn, Freunden und Verwandten zu suchen. Die ge-

meinsam erlebte Not hatte die Menschen einander näher gebracht. Mehr als hundert Tote bahrte man in der beschädigten Pfarrkirche auf und begrub sie in der Dunkelheit eines frühen Morgens auf dem Friedhof. Von da ab gewährte die Heimatstadt ihren Bewohnern keine bergende Sicherheit mehr. An diesem Heiligen Abend und in den Weihnachtstagen riefen unsere Glocken nicht zum Gottesdienst: sie blieben stumm. Noch am gleichen Abend flüchteten die Wittlicher in die gastlichen Nachbardörfer und in die Weinbergshäuschen. Später bezogen sie selbstgezimmerter Waldhütten, Bunker und die Eiskeller des Fallerberges. Dort ersehnten und erlebten sie, unter erbärmlichsten Lebensbedingungen, das Ende des Krieges.

Christine Esper, Wittlich

Ein Unglückstag für Platten

Eine leichte Schneedecke hüllte schon einige Wochen Berge und Wittlicher Tal ein. Auch am Sonntag, dem 28. Januar 1945, fiel noch etwas Schnee, und das Wetter war diesig, der Himmel verhangen. Im Dorfe lag eine starke Wagenkolonne, deren Fahrzeuge getarnt in den Höfen standen. Schwere Reparaturwagen betrieben ihre Werkarbeit. Mehrere Funkwagen waren in Tätigkeit. Der Verkehr im Dorfe war rege wie an all den Vortagen. Bei diesem Wetter würden die Flieger wohl ruhig bleiben!

Die Glocken riefen zum Nachmittagsgottesdienste, und mit einer Schar Beter strömten die Kinder zur Kirche. Für viele von ihnen sollte es der letzte Gang geradewegs zu ihrem Herrgott in den Himmel sein. Die Großen eilten nach Beendigung der Anbetung an den warmen Herd. Kinder und Jugendliche vergnügten sich auf dem Heimwege mit Schneeballwerfen und schenkten dem Fliegerpulk, der das Dorf überquerte, kaum Beachtung. Die neun- und zehnjährigen Kommunionkinder waren zu einer Unterweisung noch bei dem pflichterfrigen Pastor in der Kirche geblieben. Plötzlich wendeten die Flieger über den Moselhöhen von Kröv und schütteten im Tiefflug ihre ganze unheilvolle Last über Platten aus. Aus Staub, Rauch und Qualm kamen die Hilferufe aus dem Dorfteil um die hochliegende Kirche. Männer und Mütter eilten in banger Sorge um die Ihrigen herbei. Auf der Straße, in den Höfen und Ecken, unter Schutt, Gestein, Staub und Trümmern lagen die Toten und Verwundeten. Zwei Volltreffer hatten von der noch neuen Kirche Dachstuhl, Gewölbe, Empore und Orgel eingerissen. 18 Kinder lagen mit ihrem Seelsorger tot unter dem Trümmergewirr des Langhauses, und nur ein einziger Junge konnte lebend und schwerverletzt geborgen werden. In einer Berggasse begrub ein einstürzendes Haus sieben Menschen, die im Keller Schutz gesucht hatten. In den zusammengebrochenen Ställen brüllten die Tiere in Todesnot.

Tatsachen des Jammers und des Grauens fügten sich allmählich zusammen: Eine Mutter war mit vier Kindern erschlagen worden, während der Mann im Felde stand, eine andere Familie hatte fünf Angehörige, darunter vier Kinder, verloren, eine andere ihre drei Söhne, 8 weitere je zwei Familienangehörige. Die lange Totenliste zählt den Pfarrer, 47 Kinder und Jugendliche und 17 Erwachsene als Tote auf. Dazu waren noch 21 Auswärtige, größtenteils Soldaten der deutschen Wehrmacht und des französischen Heeres, ums Leben gekommen. Zahlreiche Verwundete fanden in den Krankenhäusern und Lazaretten der weiteren Umgebung Aufnahme.

Dazu kamen die Verluste an Hab und Gut: die Kirche und ein Dutzend Gehöfte lagen in Trümmern, ein weiteres Dutzend war schwer beschädigt und viel Vieh umgekommen.

In langen Reihen betteten die schwergeprüften Dorfbewohner die Opfer des Schreckenstages auf dem Friedhofe. Alljährlich am 28. Januar zieht die ganze Gemeinde in christlicher Ergebung zu den Gräbern ihrer Lieben, hoffend auf das glückliche Wiederfinden in der Ewigkeit.
Peter Orten, Platten

Ein Einzelschicksal

Hier ruht meine liebe Gattin
MARGARETE THIEL
MIT MEINEN ZEHN LIEBEN KINDERN
Sie starben durch Fliegerangriff am 29. 12. 1944
R. I. P.

So lesen wir auf einem Grabstein in Großlittgen.

Der 29. Dezember 1944 war für Großlittgen ein schwarzer Tag. 40 Einwohner fielen dem Fliegerangriff zum Opfer, 11 Häuser lagen gänzlich in Trümmern, 42 Häuser waren schwer beschädigt, und ein Volltreffer hatte das Gotteshaus zerstört.

Rühriger Fleiß hat alles wieder aufgebaut. Schon im August 1949 konnten vom neuerrichteten Turme die Glocken, die fast fünf Jahre geschwiegen hatten, zum ersten Male wieder die Gläubigen zum Gottesdienst in die wiederhergestellte Kirche rufen.

Zahlen, die viel Not und Unglück in sich bergen

Zahl der gefallenen und vermißten Soldaten beider Weltkriege und der durch Kriegseinwirkungen (Bomben und Bordwaffen) ums Leben gekommenen Zivilisten des 2. Weltkrieges aus unserem Kreisgebiet.

	Wittlich-Stadt	Amt Wittlich-Land	Amt Hefzerath	Amt Kröv	Amt Bausendorf	Amt Manderscheid	Amt Oberkall	Amt Binsfeld
Anzahl der Gefallenen:								
1. Weltkrieg	183	320	188	153	215	198	66	145
2. Weltkrieg	361	496	271	256	312	327	91	219
Anzahl der Vermißten:								
1. Weltkrieg	?	19	13	7	36	16	8	5
2. Weltkrieg	133	210	128	103	157	154	40	89
Anzahl der ums Leben gekommenen Zivilisten im								
2. Weltkrieg	81	89	46	10	6	43	9	16

Die Heimat gedenkt der Gefallenen

Den Gefallenen zum Gedächtnis, der Nachwelt zur Mahnung, errichteten viele Gemeinden in unserem Vaterlande Denkmäler, Kapellen, Bildtafeln und Ehrenfriedhöfe. Auf der Titelseite dieses Heftes seht ihr den leidgebeugten Vater auf dem Altricher Ehrenmal und nachstehend eine Innenaufnahme der sinnvollen Niersbacher Gedächtniskapelle, die beide der Künstler gestaltete, der auch die *Titelbilder unserer Schriftenreihe zeichnete. Auf dem Altar der Niersbacher Kapelle stehen die ersten Zeilen des danebenstehenden Gebetes.



Foto Scherl

* * *

All', die gefallen in Meer und Land,
Sind gefallen in Deine Hand.

Alle, die kämpfen im weiten Feld,
Sind auf Deine Gnade gestellt.

Alle, die weinen in dunkler Nacht,
Sind von Deiner Güte bewacht.

Gib uns Augen, daß wir es sehn,
Wie Deine Hände mit uns gehn!

Gib uns Herzen, die Deine Gnad'
Gläubig ergreifen früh und spät!

Gib uns Leben durch Deinen Sohn,
Uns und den Toten vor
Deinem Thron!

Gib uns Frieden in dieser Zeit
Und den Toten den Frieden
der Ewigkeit!

* * *

Noch neues Leben blüht aus den Ruinen

M. J. Mehs schreibt in seinem 1953 erschienenen Büchlein „Geschichte der Stadt Wittlich“: „Mit dem Einrücken der Amerikaner, die bald durch französische Besatzung abgelöst wurden, hörten die Zerstörungen auf. Dafür begannen die Leiden und Lasten der Besatzung. Nach und nach fanden sich die geflüchteten Stadtbewohner wieder ein zum Aufräumen und Neuaufbauen. Einige bemerkenswerte Leistungen des Aufbaues sind die Geifensiedlung, das neue Krankenhaus, zwei Lieserbrücken, die Besatzungswohnungen am Klausenerweg, nicht zuletzt auch die neuen Kirchenfenster von Georg Meistermann, Heinrich Dieckmann und Alois Stettner. Neue große Stadterweiterungspläne zeugen von kühnem Aufbauwillen.“

Dieser unbeugsame Aufbauwille, aus Trümmern wieder eine schöne Heimat zu schaffen, beseelt alle Einwohner des Kreises. Hier könnten wir euch eine Unzahl Werke der Tat aufzählen, die diesen Aufbauwillen unter Beweis stellen. Das soll einem Buche vorbehalten bleiben, das demnächst die Kreisverwaltung Wittlich herausgibt. Wir wollen uns auf ein Ereignis beschränken, an dessen Vollendung alle Bewohner des Kreises mit großer Freude teilnahmen.

Der Pleiner Viadukt ist wiedererstand

Am 7. März 1945 war durch vollständige Sprengung des großen Viadukts bei Plein die Eisenbahnstrecke Wittlich-Daun unterbrochen worden. Ein behelfsmäßiger Verkehr wurde nach dem Kriege eingerichtet. Etwa 300 berufstätige Personen mußten einen Fußweg von 30 Minuten täglich zweimal zurücklegen. Auch der Fremdenverkehr von Saar und Mosel in die Eifel war durch diese Lücke im Schienenstrang sehr behindert. Daher wurde die Wiedererrichtung des Viadukts von der Öffentlichkeit gefordert.

Das Bauwerk wurde der alten Form ähnlich als Bogenreihe mit 4 Öffnungen, von je 16 m Lichtweite, einer Länge von 100 m und einer größten Höhe von 35 m erstellt. Während die alte Brücke durchweg gemauert war, ist die neue aus Beton und Stahlbeton hergestellt, mit heimischem Sandstein verkleidet. Der Wiederaufbau verlangte etwa 4 000 Kubikmeter Beton und Stahlbeton und 1 800 Quadratmeter Sandsteinverkleidung; hierfür waren erforderlich: rund 600 t Kies und Sand, rd. 800 t Zement und 50 t Rundstahl. Die Gesamtkosten betrugen mehr als eine halbe Million D-Mark.



Der erste Zug fährt über den wiedererstandenen Viadukt

Foto: Bundesbahnrat E. Schlageter, Trier

Am 5. Dezember 1953 steht die Brücke im Festschmuck. Von der jenseitigen Höhe grüßen die fahngeschmückten Häuser des Dörfchens Plein. Steile Eifelhöhen und Winterwälder umrahmen die Talsenke, aus der, wie naturgewachsen, die neue Brücke aufsteigt. Überall auf den Höhen stehen Gruppen der Bevölkerung, die lange auf diesen Augenblick gewartet hat. Mit ihnen erleben Schulkinder von Wittlich,

Plein, Hasborn und Laufeld die denkwürdige Feierstunde der Einweihung. In Anwesenheit vieler Festgäste nimmt Generalvikar Dr. Weins die kirchliche Einsegnung vor. Anschließend durchschneidet Bundesbahnpräsident Kessler aus Trier das weiße Band, das symbolisch noch den Weg über die Brücke sperrt, und gibt die Strecke für den Verkehr frei mit dem Wunsche, daß sie wieder wie früher der Wirtschaft des Eifellandes und einem friedlichen Europa dienen möge.

Anne Servatius, Wittlich

Kennst du deine Heimat?

Dann erkanntest du im zwölften Heft die Burg Seinsfeld.



Dieses Bild zeigt dir die neue Lieserbrücke in Wittlich, gezeichnet von der Schülerin Annemarie Rennings, Wittlich.

So wie diese entstanden mehrere und größere Brücken innerhalb unseres Kreises in neuem Gewande. Wo?

Mit diesem Heft schließt unsere Schriftenreihe „Land Zwischen Mosel und Maaren.“

Nachdruck, auch auszugsweise, nur mit Genehmigung der Herausgeber gestattet.

Dieses Heft wurde bearbeitet von Realschullehrer Klaus Schiffels, Wittlich.

Das Titelbild zeichnete Hans Scherl, Wittlich.

Bildarchiv: Die Bundesbahndirektion Trier stellte dankenswerterweise das Klischee Seite 227 zur Verfügung, die anderen sind eigene Anfertigung.

Druck: Fr. Wilh. Knopp, Wittlich/Rhld.